Die Mitgift.

Von Adolf Hatfek.

Als Fräulein Rebekka ihr zwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, da erlegte ihr Vater, der reiche Silberfarb, zwanzigtausend Mark in blanken Scheinen der Ortssparkasse und sagte zu jedem, der es hören wollte: „Meine Tochter erhält zwanzigtausend Mark als Mitgift; das Geld erliegt bereits in der Sparkasse."

Unter Denen, die das Gesagte hören wollten, befand sich auch ein junger Kaufmann, Namens Samuel Schwarzkopf. Dieser junge Mann liebte Rebekka schon lange und wäre glücklich gewesen, das schöne Mädchen heimführen zu können. Bisher hatte ihn ein gewisses „Etwas" von einer Werbung zurückgehalten; dieser Umstand verschwand, als der junge Mann sich überzeugt hatte, daß es mit dem Gelde in der Sparkasse seine Richtigkeit habe.

Schwarzkopf erschien als Brautwerber bei Rebekkas Vater und wurde mit dem Bescheide entlassen, noch ein Jahr zu warten. „Es drängt ja nicht", sagte Herr Silberfarb und der Heirathscandidat bestätigte pflichtschuldigst die Meinung des Brautvaters.

Als der junge Mann nach einem weiteren Jahre sich abermals einfand und seine Bitte wiederholte, da meinte Rebekkas Vater, daß seine Tochter noch ein Jahr lang bei ihm bleiben müsse. Auf eine nähere Motivirung ging Silberfarb nicht ein; er sagte nur: „Vor Ablauf eines Jahres kann ich Ihnen keine bindende Zusage machen."

Schwarzkopf berührte der Aufschub recht unangenehm, trotzdem wartete er und erschien abermals am Jahrestage pünktlich.

„Nur noch ein Jahr, bitte ich Sie zu warten, mein lieber Herr Schwarzkopf; es drängt ja nicht, meine Tochter ist ja noch jung, und auch Sie können ja noch vermöge Ihrer Jugend ein, zwei Jahre warten."

Dieser Meinung war der Heirathscandidat freilich nicht, allein was konnte er angesichts der Halsstarrigkeit des alten Silberfarb thun? So entschloß er sich denn, ein weiteres Jahr zu warten. Nach Ablauf desselben erschien er wieder.

„Was Sie doch für Eile haben," sagte Rebekkas Vater. „Gedulden Sie sich doch nur zumindest ein Jahr lang, dann meinetwegen. Für diesmal kann ich Ihnen noch nichts Bestimmtes sagen."

Aergerlich verließ Schwarzkopf das väterliche Haus seiner von ihm angebeteten Rebekka. „Ein Jahr wird mich nicht das Leben kosten," tröstete er sich, und überdieß, selbst wenn er nach einer anderen Braut Umschau gehalten hätte, so schön wie Rebekka wäre keine gewesen, und was noch schwerer in die Wagschale fiel, so viel Geld besaß keine.

Doch auch das nächstfolgende Jahr brachte Schwarzkopf nicht in den Besitz Rebekkas, ebenso die darauffolgenden vierzehn Jahre nicht. Immer wurde er auf das nächstkommende Jahr vertröstet, immer erhielt er die stereotype Antwort: „Gedulden Sie sich nur noch ein Jahr lang."

So verstrichen achtzehn Jahre — eine Pein für das hoffende und harrende Herz Schwarzkopfs, eine Qual für Rebekkas stillliebendes Herz, das sich in jungfräulicher Scham dem Schmerze lautlos ergab.

Heute sollte Schwarzkopf wieder kommen, für Nachmittag war sein Besuch angesagt. Rebekka schöpfte neue Hoffnung, denn der Vater hatte seinen Rock und Hut begehrt — das mußte ja etwas zu bedeuten haben.

Silberfarb zog seinen Rock an, setzte den Hut auf und begab sich, ein Schriftstück in seiner Brusttasche bergend, nach der Sparkasse.

„Ich möchte dieses Geld beheben," sagte Silberfarb, sein Büchelchen aus der Tasche ziehend, „wie viel betragen die Zinsen und Zinseszinsen?"

„Zwanzigtausenddreihundertsiebzehn Mark" sagte der Beamte und zählte alsbald vierzigtausenddreihundertsiebzehn Mark auf die Marmorplatte des Zahltisches.

Schmunzelnd verwahrte Silberfarb das Geld sorgfältig in seiner Tasche, vor sich hinmurmelnd: „Nun, heute kriegt er das Jawort; sind wir ja nun Alle befriedigt: Ich behalte mein Geld, er erhält die ganze Summe ohne Abzug und sogar für die Hochzeitskosten bleibt noch etwas übrig.... Ja, ja, rechnen muß der Mensch können!"

Schwerste Kunst.

Lehr' mich reich sein, und zu deinem Lohne
Geb' ich gleich des Mammons Hälfte her;
Lehr' mich klug sein, du verdienst die Krone;
Lehr' mich treu sein, du verdienst noch mehr.

— Der Geldprotz im Concert. Der reiche Rentier Goldberg besucht mit seiner Ehehälfte ein Concert, in welchem als erste Piece das Lied: „Mein ganzer Reichthum ist mein Lied" vorgetragen wird. Verächtlich um sich blickend, erhebt sich Goldberg, indem er an seine Ehehälfte die Worte richtet: „Komm', Frau, geh'n wir — das ist keine Gesellschaft für uns!"

— Drei triftige Gründe. Kann ich Ihnen mit einem Gläschen Wein aufwarten? frug eine Hausfrau einen Bekannten, der zum Besuche gekommen war. — Ich muß wirklich danken, erwiderte der Freund. Denn erstens trinke ich überhaupt keinen Wein; zweitens hat mir mein Arzt den Wein streng verboten und drittens habe ich erst vor einer Viertelstunde zwei Liter getrunken!

— Die junge Hausfrau. Gatte: „Engel! Du kochst selbst?.... Sage mir, was wird das eigentlich?" — Gattin: „Aber Edgar, wer wird so neugierig fragen — das kann ich doch jetzt noch nicht wissen!"

Winterschlaf.

Am 21. März hört der Winter das erste Läuten zu seinem Abzug. Sobald warme Sonnenstrahlen an alle Thüren pochen, mag nun Frühlings-Tag- oder Nachtgleiche schon angerückt sein oder nicht, dann gibt's keine Disciplin mehr. Allerorten ruft das fröhliche Frühlingslicht: „Heraus, ihr Schläfer!" und was erst noch im tiefen Schlummer lag, öffnet die Augen und reckt sich und streckt sich — es kommt hervor aus den Erdlöchern, aus der Baumrinde, aus den Wäldern, aus dem Wasser, auf dem Gemäuer, von den Nachtfirsten, von den Thürmen, ein brummendes, summendes, pfeifendes, piepsendes, quackendes Heer von großen und kleinen, aber durchaus abgemagerten zwei- und vier- und sechs- und mehrbeinigen Gesellen. Gleich den aus der Gosse des Pariser Wunderhofes in Schaaren auftauchenden Gespenstern umschwärmt uns plötzlich ein Heer von lebendigen Geschöpfen, die vom ersten Sonnenstrahl wieder geboren, in das brausende Leben des Frühlings hineinstürmen. Wo waren sie? Was thaten sie? Wie lebten sie während der Zeit, da unsere Breiten unter der Botmäßigkeit des rauhen Winters standen?

Viele von ihnen trotzen und schlagen sich mit schmaler Kost und schlechten Quartier durch die Fährnisse durch, oder sie gehen jämmerlich zu Grunde— eine Beute des Hungers und der Kälte. Andere zogen ab, in ferne Länder, wo es warm ist; sie finden ihren Weg durch das Luftmeer ohne Compaß und Seekarten; sie knicken nicht Zweige wie die Indianer, sie zeichnen nicht Streifen, wie der Tourist und kommen doch an, wo sie wollen, in genau eingehaltenem Kurs, wenigsteus ein großer Theil von ihnen. Einige, nicht wenige aber werfen sich an die Brust der Natur und erwarten von ihr Schutz und Hilfe. Und sie führt ihre Kinder in sichere geschützte Verstecke und drückt ihnen die Augen zu, und die Erde saust, ein Heer von Milliarden von Schläfern in ihrem Schoße, länger als ein Dritteljahr durch den Weltraum dem Frühlingsäquinoctium entgegen.

Geheimnisse über Geheimnisse liegen vor uns. Wir wissen fast gar nichts über den Winterschlaf der Insekten und der niederen Thiere. Wie konnte nur so ein Thierchen, eine Wespe, eine Biene, die wir am Anfange des Frühlings aus todähnlicher Erstarrung, die Flügel vertrocknet und zerschlissen, die Beine an den magern Leib gezogen, die Fühler erschlafft, erwachen sehen, den vielmonatlichen Winter überleben? Und doch stürzt sich dasselbe Geschöpf, bald nachdem es eben erwacht und nachdem es mit dem Putzen, Reiben und Streichen, überhaupt mit der Toilette zu Ende ist, sofort mit aller Leidenschaft, Kraft und Verwegenheit, die diesen eigentlichen Kindern des Lichts zu Gebote steht, in den Strom des Lebens hinein! Es ist nicht weniger merkwürdig, als der Fakir, der sich lebendig begraben lassen und wieder gesund auferstehen soll. Tausende von Eiern vieler Insekten, Krebse und niederer Thiere trotzen den äußersten Kältegraden und überwintern ohne Gefahr — niemand weiß, wie dies möglich ist.

Gehen wir weiter hinauf auf den Stufen der Thierwelt — da haben im Sommer in dem Tempel Frösche in großer Zahl gequackt. Im Spätherbst verlieren sie allen Uebermuth und legen sich auf den Grund des Wassers, welches allmälig gefriert. Schlagen wir dann das Eis auf und holen wir uns einen der Kerle herauf, so liegt er auf unserer Hand so hart wie ein Stück Holz und klopfen wir mit ihm an einen festen Gegenstand, so bricht er wohl auch in Stücke gleich sprödem Glas. Und doch schnappt ein so hartgefrornes Thier sofort wieder nach Luft, sobald die Sonnenpfeile das Eis durchbrechen und den grünen Froschrücken treffen! So ist es mit den Kröten, mit den Karpfen, mit den Schlangen — sie alle liegen einige Monate hindurch in dem Zustande einer unerklärlichen Winterstarre! Räthsel um Räthsel! Erst bei den höchsten Thieren, den Säugern, faßt unser Erkenntnißtrieb wieder Muth, denn hier hat der Geist ein helles Licht aufzustellen vermocht, mit dessen Hilfe wir dem Geheimnisse näher an den Leib rücken können. Es sind meist kleinere Säugethiere, welche der Winterlethargie verfallen: Bär und Dachs haben keinen eigenthümlichen Winterschlaf — sie schlafen nur viel länger als zur warmen Jahreszeit, manchmal bis zwei Wochen, nehmen aber auch während dieser Zeit ein wenig Nahrung zu sich.

Die eigentlichen Schläfer sind Murmelthiere, Siebenschläfer, Igel, Hamster und das kuriose Volk der Fledermäuse. Die ersteren Beiden liefern das Meisterstück: sie schlafen den ganzen Winter hindurch, ohne aufzuwachen und sind wie scheintodt. Sobald es kalt wird, verbergen sie sich in Erdhöhlen oder Bäumen und kugeln sich zusammen, wodurch die inneren Organe bis auf ein kleines Volumen zusammengedrückt werden — die Athmung hört fast ganz auf. Das Blut fließt träge durch die Adern und die Temperatur desselben sinkt manchmal von den normalen 36 bis 37 Graden Celsius bis auf die erstaunliche Tiefe von 8½ Grad Celsius herab. Der Magen und Darm entleeren sich und schrumpfen ein. Dadurch entsteht eine an's Wunderbare grenzende Fühllosigkeit.

Man könnte schlafenden Murmelthieren die Hirnschale anbohren, ohne daß sie erwachten, und das Herz eines im Winterschlafe enthaupteten Murmelthieres schlug noch drei Stunden nach der Tödtung fort. Das Leben kann sich nur dadurch erhalten, daß das während der Zeit vor dem Winter angesammelte Fett vermöge einer sehr langsamen Athmung, der vollständigen Bewegungslosigkeit und der niederen Temperatur nur ganz allmählich aufgezehrt wird. Ein plötzliches Erwecken aus diesem Halbtodesschlaf durch Erwärmung führt den letzteren in den wirklichen Tod über — das Thier stirbt. Nur allmähliches Aufthauen erhält es am Leben. Sobald es im Frühlinge erwacht, findet es den Tisch gedeckt. Neben ihm lagern nämlich die Vorräthe, die es vorsorglich in die Höhle eingetragen, ehe es schlafen ging. Trotzdem dies Alles sichergestellt ist, bleiben doch noch viele dunkle Fragen übrig. Wer will es begreifen, daß ein so gefräßiges Thier, wie eine Fledermaus, über ein Drittel seines Lebens ohne alle Nahrung bestehen kann! Da hängt sie sich, in ihre Flughaut eingeschlagen, die Ohren aus dem Pelz herausgestreckt, den Kopf nach unten, frei an den beiden Hinterfüßen, an irgend ein Gebälke, in eine Mauerritze und bleibt jetzt ohne jede Nahrung, manchmal bis zum Erbarmen eintrocknend, den ganzen Winter hindurch — ein tragikomisches Jammerbild — gemüthlich hängen. Manchmal findet man todte Individuen liegen, bei denen entweder allzugroßer Frost oder ein zu starkes Eintrocknen das Ende herbeigeführt, was wohl noch Andere als der Schreiber dieser Zeilen schon bemerkt haben werden.

Jetzt ist die Zeit des Erwachens, der Auferstehung gekommen. In keilförmiger Rangirung und mit lautem Geschrei ziehen die Kraniche aus dem Süden herauf. Schnatternde Wildgänse steuern den Flußausläufen und Lagunen zu. Bald schwärmt die schiefe Linie der Kiebitze ihren alten Brutstätten entgegen und Oculi — da kommen sie oder sollten kommen, die Langschnäbler aus Südwesten und fallen, dunkle Schatten, die unter dem Monde hinziehen, in die sumpfigen Niederungen ein.

Während alle diese Heereszüge nächtlicherweile ihre meridianwärts gerichteten Märsche antreten, hat der Hamster schon seine Augen geöffnet, dann, spannt auch die Fledermaus schon ihre Flughaut und schwingt sich den Insekten nach, welche der Winter auch schon aus den Armen entlassen und welche mit Ungeduld das Erwachen einer anderen Welt — der Blüthenwelt erwarten.

Thier und Pflanze hängen zusammen, wie die Nahrung und der Magen, wie die Luft und die Lunge. Keines ohne das Andere. An die Existenz des Eichbaumes allein ist die Existenz von dreihundert Insektenarten geknüpft. Was Wunder, wenn sie, die ruhelosen Sechsfüßler, frisch aus dem Ei oder der Puppe gekrochen, oder dem Winter glücklich entronnen, aber auf alle Fälle von einem peinlichen Hungergefühle getrieben, sich hundertmal auf die Blüthenknospen niederlassen, um zu sehen, ob der Tisch noch lange nicht mit Nektar bestellt wird! Und nach und nach kommen sie ja heraus, die zarten Blättchen und breiten sich im hellen und warmen Sonnenlicht zu schimmernden Kelchen und Kronen aus. Was aber haben sie gemacht während des Winters — die Kräuter und Sträucher und Gräser und Bäume? Haben sie auch geschlafen, wie die Thiere? Gewiß, sagen die Leute, die Pflanzen schlafen im Winter. Die Leute vergessen aber, daß man dort von Schlaf nicht reden kann, wo kein Bewußtsein ist. Denn schlafen kann eigentlich nur das Bewußtsein; der Körper ist immer wach, das heißt, er athmet und verdaut u. s. w. Wenn die Pflanze schlafen könnte, dann könnte sie wohl auch träumen — aber selbst der verliebteste Blumenfreund wird sich so was nicht träumen lassen. Nein, die Pflanzen schlafen nicht, das kann man eigentlich nicht sagen, aber auch sie häufen während der warmen Zeit Nahrungsstoffe an, von denen sie den Winter über zehren. Die Pflanze braucht aber eine gewisse Menge von Wärme. Wenn sie diese im Winter vermißt, so erstarrt sie in allerdings nur äußerlich ähnlicher Weise wie die Thiere.

Bei anhaltender Temperatur unter Null gefrieren nach und nach alle im Freien befindlichen Pflanzen. Aber damit ist noch lange nicht gesagt, daß sie auch erfrieren. Die Wände der Zellen werden vom Froste nicht zerrissen, wie früher die Botaniker glaubten, sondern nur erschlafft und unfähig gemacht, das in ihnen circulirende Wasser zu behalten, so daß dieses aus ihnen dann austritt. Da aber jede Pflanze einer bestimmten Entwicklungszeit bedarf, und so lange sie wächst, eines beständigen Säfteumlaufes von den Wurzeln zu den Blättern, so kann sie durch heftige Fröste schon im Herbste, welche ihre Entwicklungszeit abkürzen, plötzlich zugrunde gehen. Die größten Kältegrade vertragen, wie sich denken läßt, die Riesen des Reiches — die Bäume, die ja auch auf den froststarrenden Ebenen Sibiriens gedeihen. Aber wehe auch ihnen, wenn die Temperatur plötzlich bis unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinkt, dann beginnt das Zerreißen und Bersten der Holzzellen und die Reisenden wissen dann von heftigen Detonationen zu erzählen, durch die sie in den sibirischen Wäldern erschreckt wurden — es ist der Todesschrei der Bäume, deren Stämme durch den Frost oft bis auf das Mark gespalten werden und plötzlich absterben. Diesem Schicksale entgehen manche Wurzeln dadurch, daß sie sich während ihres sogenannten Winterschlafes auf ganz eigenthümliche Weise gegen den tödtlichen kalten Wind zu schützen wissen, indem sie sich an den Boden anschmiegen und sich auf einen möglichst kleinen Raum zusammenziehen, wie der Igel. Einige bedecken sich mit einem dichten, spinnwebenartigen Filz, der ihnen als schlechter Wärmeleiter gute Dienste leisten mag. Es ist ganz wunderbar, was für Auswege hier die Natur gefunden hat. Eine ganze Menge von Zwiebel- und Knollengewächsen erzeugen mit ihren oberirdischen grünen Blättern im Sommer gewisse Stoffe, die sie aber sofort in die Tiefe zu den unterirdischen Theilen des Stockes ableiten.

Dort werden aus diesen zugeführten Stoffen dicke Stengel und Knollen, fleischige Blätter, welche aber in demselben Jahre nicht mehr an die Oberfläche des Bodens kommen, sondern den Winter über in der Tiefe bleiben und so gegen die Erkältung geschützt sind. Nach Ablauf der Winterszeit treten sie dann als lachende Blätter an's Sonnenlicht hervor. Eine Spezies des Laichkrautes, welches eine Wasserpflanze ist, bildet im Herbste Sprosse, die sich, noch bevor die oberste Wasserschicht zufriert, vom Stengel loslösen und in die Tiefe, in den Schlamm sinken lassen. Hier bohren sie sich ein vortrefflich geschütztes Winterquartier, aus dem sie im Frühling an die Oberfläche wachsen.

Die Blätter der Pflanzen würden unter dem Einflusse der Winterkälte selbstverständlich großen Schaden nehmen: daher fallen sie auch im Spätherbste schon ab. Ehe sie aber das thun, hat die Pflanze alle in ihnen aufgespeicherten Nahrungsstoffe in die Stammbildungen, in Stamm, Zweige und Knospen zurückgezogen, gleich einem vorsichtigen Erben, der den Erblasser noch bei Lebzeiten bestimmt, das Erbe für ihn fruchtbringend anzulegen. Von diesem Vorrathe lebt die Pflanze den Winter über. Die entblätterten Zweige und die Knospen dagegen bleiben der Winterkälte ausgesetzt, welche sie je nach der Art, der sie angehören, verschieden gut ertragen.

War der Sommer warm und der Herbst mild, so hatte die Pflanze Zeit, sich für den Winter langsam zu versorgen; dann erfrieren die Zweige nicht. Andernfalls, wenn sie schon zeitlich durch Fröste überrascht wird und das Betriebswasser in den Zellen und Gefäßen nicht rechtzeitig entfernt werden kann, wenn, wie die Gärtner sagen, das Holz noch nicht ausgereift ist, dann gehen die Zweige zugrunde.

Merkwürdig und unaufgeklärt, wie viele dieser Erscheinungen, ist es, daß Pflanzen, die in ihrer Heimath nie Frost erfahren haben, auch anderswo an tiefe Kältegrade nicht zu gewöhnen sind. Während bei den winterschlafenden Thieren die Athmung noch langsam und leise vor sich geht, hört sie bei den Pflanzen im Winter ganz auf. Denn die Lungen der letzteren sind die Blätter, welche die Kohlensäure der Luft aufsaugen; sind einmal die Blätter abgefallen, dann hat die Pflanze kein Respirationsorgan mehr. Es tritt ein Stillstand im Stoffwechsel ein, sie puppt sich gewissermaßen ein, wie die Raupen der Schmetterlinge und nährt sich von dem in ihren Zellen angehäuften Fett. Mag man dies nun auch Winterschlaf nennen oder nicht — es ist eine Art Scheintod, wie der Winterschlaf des Murmelthieres, ein merkwürdiges Zwischenstadium in dem Leben dieser Wesen; allerdings äußerlich ähnlich dem Zustande, in dem wir uns — träumende Maschinen — täglich einmal befinden, so lange wir gesund sind.

— „Urlauber rrraus!" schnarrte auf dem Corridor des Compagnie-Reviers die Stimme des Unterofficiers du jour. Wenige Minuten später standen die Osterurlaubsucher in Reih und Glied vor dem Zimmer des Feldwebels und meldeten dem Herrn „Spieß", wohin sie beurlaubt zu werden wünschen. „Na nu! Sie Schlammschütze sind auch hier mitten mang die Petenten?" fragte der Gestrenge, sein Feldwebel-Portefeuille heftig zuklappend, einen semmelblonden Marsjohn. „Von wejen vier Mal vorbei und blos ein lumpijes Mal Scheibe links — na, da sollten Sie lieber nicht in unnütze Hoffnungen schweljen. — Indessen ich will Ihre Wenigkeit kein Hinderniß in den Weg lejen. — Nach wo wollen Sie denn hin?" — „Nach Opalenitza, Herr Feldwebel." — „Opalenitza? Sie, das dürfte sich auf die paar Tage jar nich lohnen. Opalenitza, Slivitza, Panitza! das sind ja lauter buljarische Nester. Ob unser Herr Hauptmann Ihnen da so mir nichts Ihnen nichts hin belauben darf? Ich denke, vor's Ausland is er dazu doch nich competent jenug. — So'n Fall is nämlich bei unsre Compagnie noch nicht dajewesen. Also: „O—pa—le—nit—za", buchstabirte die Compagniemutter und notierte das Wort in sein Dienstbuch; dann fuhr er fort: „So, nun sagen Sie mir mal, warum Sie nicht lieber in Ihre Heimath zu Muttern fahren wollen; he?" — „Opalenitza, Herr Feldwebel, ist ja meine Heimath," antwortete der Gefragte. — „So?! Wo liegt denn das Dingskirchen so ungefähr — ich meine bei welche Stadt?" — „Unweit von Buk." — „Buk? Buk? Das ist ja wieder so'n Räubernest, das sich jewiß auf keinen Ilobus entdecken läßt. Wissen Sie denn keine größere Stadt, da so in die Nähe rum?" — „Jawohl, Herr Feldwebel! z. B. Posen." — „Na ja, da haben wir's! Ehe man aus Euch was herausbaldowert, muß man sich den Schnabel wund fragen. — Mann, warum haben Sie mir das nicht gleich gesagt, daß Opalenitza und Slivitza um fast 'ne halbe Aequatorlänge von einander entfernt sind?

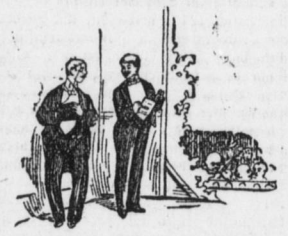
— Von seinem Standpunkt aus. Gast (in ein Restaurant stürzend): Herr Wirth, mir ist vorhin mein Ueberzieher in Ihrem Lokal vertauscht worden. Ich hab' es erst bemerkt, als ich ihn in meinem Bureau auszog. Ich mache Sie für den Verlust verantwortlich! Sehen Sie nur 'mal, was das für ein alter schäbiger Rock ist, und meiner war fast neu; dafür kann ich Ihnen Zeugen bringen! Wirth: Nicht nöthig, lieber Herr, ich glaub's Ihnen auch ohne Zeugen — sonst hätten Sie den da gewiß nicht zurückgebracht!

— Großartig. Bei uns auf dem Lande geht es an dem Tage vor Ostern großartig her, namentlich, was die Fabrikation der Eier anbetrifft. Da sitzen mehrere Leute, tagüber damit beschäftigt, in die Eier allerhand Figuren und Bilder einzukratzen, am Heerde stehen beständig zwei Mägde, von denen die eine die Eier kocht, die andere färbt, und in den Hühnerställen sitzen sämmtliche Hühner, schwitzend und keuchend, und legen fortwährend Ostereier.

Frech wie Oskar.

Papa (stürzt wüthend herein): Recht nette Bescheerung das! die Frechheit, meine Tochter zu küssen! Habe ich Dich sauberen Patron also wirklich dabei erwischt? — Kühleborn Junior: Hoffentlich habe ich mich nicht geirrt. Aber es ist nicht besonders hell hier und es sollte mir wirklich sehr leid thun, wenn ich statt Ihres Fräulein Tochter die Köchin geküßt hätte!

"Not built that way."



Dilettant eines Liebhabertheaters, kurz vor der Vorstellung: Um Himmelswillen, sousflirt doch nur ordentlich — mir ist so katzenjämmerlich zu Muth, ich glaube, das ist das Lampenfieber! Zehn Dollars würde ich darum geben, wenn die Geschichte vorüber wäre! M—mir klappern d—d—die Zähne v—v—vor Aufregung! — Souffleur (mit höhnischem Blick auf des Dilettanten Säbelbeine): Na, wenn's weiter nichts ist! Wenigstens können Euch die Kniee nicht schlottern!

Auch ein Zeugniß.

— Nun, Onkel Sam, ist das eigentlich wahr? Ich habe gehört, daß Ihr und Farmer Smithers auseinander seid? — Stimmt! — Hat er Euch denn auch ein gutes Zeugniß zum Abschied gegeben? — Ach ja, und er hat's mir schwarz auf weiß gegeben, und er sagte, so'n Nigger wie ich, der so schön lügen und betrügen könne, sei ihm noch nie vorgekommen.

Eine Ueberraschung.

Sie: Ich bin bereit zum Ausgehen, Jack! — Er: Was? stürzt die Welt ein? Du hast mir doch erst vor fünf Minuten gesagt, daß Du in fünf Minuten fertig sein wirst!

Meine Schätze.

Ich hab' eine feste Truhe,
Da bricht kein Räuber ein;
Viel sich'rer, als jede Kasse,
Ist dieser alte Schrein.

Und warum dort Keiner einbricht,
Das ist sehr leicht erklärt:
Drin liegt nur altes Gerümpel,
Und das hat keinen Werth!

Es liegt in meinem Keller
Ein großes, altes Faß;
Kein Mensch trinkt einen Tropfen
Daraus von jenem Naß.

Und warum noch Keiner gekostet
Von meinem ganzen Haus:
Weil's Essig ist; wenn's Wein wär',
Tränk' ich ihn längst selber aus!

Ich habe auch ein Liebchen,
Das sag' ich ohne Scheu —
Blieb' ich zehn Jahr' in der Fremde,
Die wäre mir dennoch treu.

Und warum ich gar so sicher
Auf Weibertreue bau': —
Wer die näher kennen gelernt hat,
Der nimmt sie nicht zur Frau!

— Umgekehrt. Man erzählt in einer Gesellschaft, wie die Sängerin Marra ihren Mann aus dem Kerker losgesungen. Bald nachher will eine der anwesenden Damen ein Lied singen. „Ich bitte Dich, liebes Kind, thu's nicht!" ruft da ihr Mann, „sonst werde ich — arretirt!"

Vom schönen Karl — dem Seefahrer.

Wenn diese Zeilen in die Hände der Frau Cäcilie Grassi in London gelangen, dann wird diese Dame einen fröhlichen Tag verbringen, denn sie wird erfahren, daß der gewesene Bewunderer ihrer Schönheit und ihres Geldes, der Räuber ihres Herzens und ihrer Diamanten bar und richtig auf vier Monate eingesperrt worden ist.

Wir haben, schreibt das „N. Wiener Tagbl.", die Aventuren dieses Herrn, des Musikers Karl Bayer, vor einigen Tagen schon erzählt. Er wollte in Amerika geigen, in London aber, wo er sich auf der Ueberfahrt aufhielt, machte er in einem Restaurant die Bekanntschaft der Frau Grassi, und blieb gleich da. Wenn man frägt, wo er wohnte, so lautet die Antwort: bei Frau Grassi; wo er speiste? bei Frau Grassi; wovon er lebte? von Frau Grassi; mit Einem Worte, Frau Grassi war in ihn wahnsinnig verliebt.

Aber es fehlte in dem Becher der Freuden nicht an Thränen. Der Heißgeliebte war ein rarer Herr der — wir sagen wir nur? — der seinen Werth als Luxusartikel fühlte und sich recht viel herausnahm. Dafür, daß er sich huldvoll lieben ließ, mußte sie noch andere als Geldopfer bringen: sie mußte es sich gefallen lassen, daß er launenhaft und eigensinnig, herrisch und wenig zart sie anschrie, ihr Scenen machte, ihr ewig mit dem Weggehen drohte. Eine nicht wenig schmerzhafte Erfahrung war es dann, als eines Tages, als sie ihm den Rock ausschüttelte, ein Papier aus der Tasche herausfiel und sie darin — seinen Trauungsschein erkannte! Da ward ihr nun wirklich weh ums Herz, denn er hatte sich für unverheirathet ausgegeben und sie hatte sich seines Alleinbesitzes zu erfreuen gedacht und da sah sie nun, daß er eine Frau in Wien hatte. Aber auch über diesen schweren Moment half schließlich seine Luxusartikel-Moral, wenn das Wort gestattet ist, und ihre Verliebtheit hinweg. Er betheuerte, daß er von seiner Frau nichts wissen wolle, sie glaubte, was sie so heiß wünschte, und so trug sie seine Launen glückselig weiter, bis er eines Tages richtig — abfuhr. Wohin? Nach Wien zurück, zu seiner Frau.

Es ist nun nothwendig, von dieser Frau etwas zu sagen. Sie heißt Hermine. Sie ist ein zartes, schlankes Weibchen mit angenehmem Gesicht und zärtlichen blauen Augen. Gestern freilich, da sie als Mitangeklagte mit ihrem Manne vor Gericht stand und bitterlich weinte, war ihre Gestalt zusammengebrochen und ihr Gesicht zeigte nur die Reste einstiger Anmuth. Sie wußte nicht, daß es ein die Männlichkeit entwürdigendes Verhältniß war, das ihren Mann in London so lange festhielt, und während dieser ganzen Zeit plagte sie sich hier und darbte; und als er endlich wieder zurückkam, war sie selig. Denn auch sie war in ihn ehrlich verliebt. Als es nun aber nach seiner Rückkehr arg und immer ärger ging, kein Musikerposten zu finden war und die Noth durch alle Ritzen hereinsah, da willigte sie schweren Herzens darein, daß der Mann wiederum auf die Wander ging. Wohin? Irgendwohin, wo er bereits gewesen war — zurück in's gelobte Land, nach London.

Denn Karl Bayer mochte vergessen — Frau Grassi aber nicht. Es war großartig, wie sie den Mann liebte und sich nach ihm sehnte. Sie schickte ihm Brief auf Brief, Telegramm auf Telegramm, und ihre Gefühle waren so ausgiebig, wie ihre Briefe. Sechs, acht, zehn und mehr Seiten lang flehte und bat und beschwor sie ihn, zurückzukommen — gewiß zurückzukommen — und nur ja gewiß das leidenschaftlichste Herz nicht zu verschmähen und zurückzukommen und auszuruhen an ihrem Herzen; und schließlich sandte sie ihm Pfunde und Shillinge als Reisegeld ein und schrieb ihm, Alles, was ihr sei, solle sein sein. Da konnte denn sein zärtlich erregt Gemüth nicht länger widerstehen. Und im Monat November war's, da saß im Eisenbahncoupee ein Herr, der gut deutsch sprach, aber sehr viel Yes! und No! und If you like it sagte — und das war Herr Karl Bayer; er reiste zu Frau Grassi zurück, westwärts, nach England.

Aber, um uns nicht bei den krausen Verschlingungen aufzuhalten, die bei der Paarung so unverträglicher Elemente, wie Feuer und Eis, Hingabe und schmutzige Berechnung immer vorkommen — das „Geschäft", das Karl Bayer dort in London machen wollte, war nun doch nicht mehr zu halten. Frau Grassi war nun nicht nur verliebt, sondern auch eifersüchtig, und wie früher er sie mit Launen, so quälte jetzt sie ihn mit Argwohn; und das ging so weit, daß sie ihm Alles, was Leben und Amusement heißt, in Hülle und Fülle, aber nur kein Bargeld in die Hand gab, weil sie sich vor seinem Durchbrennen fürchtete. Und so wurde er schließlich, wie Tannhäuser, des Hörselberges müde und nahm Reißaus — und mit ihm verschwanden Ketten, Ringe, Uhren, davon Einiges mit Diamanten.

Während sie schlief, öffnete er ihre Kassette, worin an 1000 fl. Werthe lagen, er nahm aber nur die erwähnten Juwelen und ca. 250 fl.; statt des zur Kassette gehörigen Schlüssels legte er dann der geliebten Frau einen anderen ähnlichen Schlüssel in den Sack, und dann machte er sich mit Hinterlassung eines charmanten, beruhigend klingenden Briefchens auf die Strümpfe. Nach drei Tagen merkte sie erst, was ihrem Herzen und ihrer Kassette fehlte — und da verwandelte sich die Liebe in erbitterten Haß und sie erstattete gegen ihn die Strafanzeige.

Gestern stand er also vor dem Gerichte unter Vorsitz des L.-G.-R. Gionima. Mit ihm theilte aber seine unglückliche Frau Hermine die Anklagebank. Denn er hatte ihr, nach Wien zurückgekehrt, als die Noth immer größer wurde, Einiges von den Juwelen zu versetzen gegeben, und da sie dies gethan, wurde sie der Diebstahlstheilnehmung angeklagt. Sie betheuerte, daß sie vor den Schmucksachen Abscheu empfand, nachdem sie erfahren, daß sie von einer Geliebten ihres Mannes herrühren, aber ihr Mann sagte ihr, die Dinge seien sein, er habe ein Recht gehabt, sie zu nehmen, da die Grassi ihn nach London gelockt und dann im Stiche gelassen habe; und da die Noth so groß und erbarmungswürdig war, habe sie sich nicht mehr zu helfen gewußt und den Auftrag ihres Mannes vollzogen.

Der Gerichtshof ließ ihr auch Milde angedeihen. Der Vorsitzende betonte wiederholt, daß sie so anständig und ehrenhaft zu sein scheine, daß sie zweifellos nur durch die Schlechtigkeit ihres Mannes — den sie gestern selbst aufs wärmste in Schutz nahm — ins Unglück gerathen. Die Strafe, die über sie verhängt wurde, beträgt acht Tage Kerkers. Ihr Mann wurde zu vier Monaten schweren Kerkers verurtheilt.

— Tableau. Eine muntere Scene spielte sich jüngst, wie ein Gerichtsreferent zu erzählen weiß, im Amtsgerichtsgebäude eines Berliner Vororts ab. Der Kammergerichts-Präsident erschien, um eine Revision des Gerichtes vorzunehmen. Noch in seinen Reisepelz gehüllt, betrat er das erste beste Kanzleizimmer, in welchem sich ein Secretär mit mehreren Kanzlisten befand, und richtete an ersteren die Frage: „Können Sie mir wohl sagen, wo der erste Gerichtsschreiber G. ist?" — Der Secretär antwortete: G. ist nicht hier!" — Präsident: „Ich frage wo G. ist? — „G. ist nicht hier!" schrie jetzt der Secretär. — Präsident: „Aber können Sie denn nicht richtig antworten? Ich frage nicht, ob G. hier ist, sondern wo er ist!" — „Na Sie oller Pf—" donnerte jetzt der Secretär los — „ich habe Ihnen doch gesagt, daß G. nicht hier ist!" Als ihm nun aber die Worte ins Ohr klangen: „Also so wird das Publikum hier behandelt? Ich bin der Kammergerichts-Präsident und und werde Abhilfe schaffen!" — da wurde der Herr Secretär erst starr wie eine Bildsäule, um alsdann nach schnell wieder erlangter Fassung sich in devotester Weise zu erbieten, den ersten Gerichtsschreiber zu suchen. „Lassen Sie nur," wehrte der Präsident ab, „ich werde mir jetzt den Herrn allein suchen, ich bedarf Ihrer Hilfe nicht!" Am nächsten Morgen hatte der Herr Secretär bereits seine Versetzungs-Ordre in der Hand.

— Bei dem großen Abscheu, den man in England allgemein vor dem Seciren hegt, hielt und hält es dort für Aerzte schwer, einen Leichnam zu diesem Zweck zu erhalten. Leichen wurden daher sehr theuer bezahlt, und es war ein einträglicher, wenn auch sehr gefährlicher Erwerbszweig, die eben beerdigten Leichen auszugraben und zu verkaufen. Man nennt diese Leichenausgräber in London „Auferstehungsmänner." Einer dieser „resurrection-men", einer der kecksten und gewandtesten, hatte dem berühmten Anatomen Hunter einen weiblichen Leichnam zu einem bestimmten Tage versprochen. Hunter erwartete ihn mit Ungeduld; er kam nicht, dagegen aber eine Frau, die ihm statt einer weiblichen eine männliche Leiche brachte. — „Wer sind Sie?" fragte Hunter. — „Ich bin die Frau Ihres Leichenlieferanten." — „Warum kommt er denn nicht selbst? Und Sie bringen mir ja eine männliche Leiche statt einer weiblichen!" — „Ja, Sir", erwiderte die Frau, „das hat seine guten Gründe. Meine Mann wollte Ihnen